

Pilar Adón
Von Vieh und Vögeln

Pilar Adón

Von Vieh und Vögeln

Roman

Aus dem Spanischen
von Susanne Lange



WALLSTEIN VERLAG

Für meinen Vater. Er weiß, warum.

... dass die Stunde da ist, aufzustehen vom Schlaf

Römer 13;11

Wir – sind Vögel – die bleiben.

Emily Dickinson

Lebe im Verborgenen.

Epikur

In Betania gab es kein Telefon. Also keine Anrufe. Keine Nachrichten. Keine Grüße, keine ständige Verfügbarkeit für Vorschläge jeder Art, die mit einer Ausstellung zu tun hatten, mit einem Vortrag, einer Gesprächsrunde, einem Ortswechsel mit Zug oder Flugzeug. Sie strickte an einem Schal, in Gedanken an Zinaida und ihr Wollknäuel, während sie durch den Flur ging, sich in einen Sessel setzte, wieder aufstand. Mal lehnte sie in der Tür, mal ging sie in den Keller, um dort einen prüfenden Blick auf alles zu werfen, kehrte ins Erdgeschoss zurück und wunderte sich über das Kreischen einer Motorsäge, denn das Baumfällen, hatten sie ihr gesagt, war in dieser Gegend verboten. Sie ging den Pfad hinunter Richtung See, überlegte sich ihren nächsten Schritt, vom blauen Himmel geblendet; niemand achtete mehr auf sie, jetzt, da die Umstände sich geändert hatten. Wachsam musste sie jedoch weiterhin bleiben, wenn auch nicht mehr ganz so strikt. Die unter den Blättern verborgenen Insekten. Die metallisch glänzenden Objekte an der Grundstücksgrenze, neben den Pfosten und dem Zaundraht. Musste sich bewegen, für sie ein Zeichen ihrer stabilen geistigen Verfassung. Ein handfester Beweis, dass der Grund für ihr Hierbleiben, für das Aufgeben ihrer Suche nach einem Schlupfloch, einem Telefon, einem Auto mit Benzin, nicht auf Depression oder Wahn zurückzuführen war, sondern weil sie entschieden hatte, stark zu sein und auf

ein neues Zeichen zu warten. Weil es ein Vorher gab und gewiss ein Nachher geben würde, aber vor allem, weil sie im Jetzt die Begegnung wiederholen wollte. Niemanden enttäuschen.

Was würde es nutzen, Stunden vor einem Gemälde oder einer Tastatur zu verbringen, wenn sie doch untertauchen, wenn sie lernen musste, das Wasser in Nährstoff zu verwandeln und Sauerstoff zu erzeugen. Ihre ganze Ausbildung, all die Vorlesungen, all die Arbeit, um schließlich in ihrem Alter zu entdecken, dass in der Welt einzig das Wasser zählte, in ihm zu leben. Sauerstoff zu erzeugen.

Auf ihrer letzten öffentlichen Ausstellung hatte sie sich wie im Stand der Gnade gezeigt, doch niemand schien es gemerkt zu haben. Pigmente ockerfarbenen Steins befleckten ihre Haut, vielleicht weil sie seit Tagen nicht geduscht hatte. Obwohl auch eine Dusche nicht viel geholfen hätte. Zähne putzen. Haare waschen. Haare pflegen. Haare färben. Sich umziehen. Die anderen erzählten bestimmt, sie habe sich dort, unter und vor ihnen, wie ein Vieh bewegt, in einem wilden Zustand, ein urzeitliches Geschöpf. Habe ihr Äußeres unnötig vernachlässigt, was bedeute, dass etwas mit ihr nicht in Ordnung sei. Dass sie ihr Verhalten nicht mehr kontrolliere. Dass sie Hilfe brauche, es aber noch immer nicht zugeben wolle. Und dabei hatte sie damals noch gar nicht die Bilder im Kofferraum verstaut. Hatte noch nicht diesen Baumwollsack mit Taschen getragen, den sie jetzt anhatte, so einfach zu nähen wie aufzutrennen. Hatte noch nicht ihr Handy zu Hause gelassen, war nicht auf die Autobahn gefahren, mit 130 Stundenkilometern. 90 auf den Landstraßen. Samen,

Wurzeln, Insekten, Blätter und Beeren mit sich reißend. Mentale Stärke war einfacher zu erreichen, wenn sie ausgeruht war, sich angemessen ernährte. Wenn der Kopf ihr nicht ständig wiederholte, dass ihre Vernunft davon abhing, wie entschlossen sie sich dieser Porträts entledigte, die sie selbst gemalt hatte. Dann war es leichter für sie, keine Angst vor den Gemälden oder den Geschichten zu haben, die sie mit ihnen erzählte.

Die Angst vor den Bildern, vor dem, was ihre eigenen Bilder darstellten, konnte nur die Folge einer Erschöpfung sein, die zu Besessenheit und Wahn führte. Aber jetzt war alles anders. Und würde erst recht anders sein, wenn sie noch einmal in dieses grau überzogene Wasser tauchen würde. In diesen Schleier, der ihren Körper gleichmäßig umhüllen und sich am Ende in Grün verwandeln würde. Asche und Gras.

Jetzt war sie hier, in dem Haus, zu dem der Pfad führte, der das gesamte sogenannte Betania-Gelände durchlief (auch wenn manch einer es als Siedler-Gelände in Erinnerung hatte) und der trotz der fortgeschrittenen Jahreszeit noch immer von Ameisen übersät war. Wenn es ihr gut ging hier, dann musste sie das akzeptieren und sich nicht schuldig fühlen. Und jetzt ging es ihr gut hier. Mit beiden Beinen auf festem Boden. Nachdem sie früher immer auf der Hut gewesen war, nie die Deckung hatte fallen lassen. Nie vertraut hatte. Im Wissen, dass es kein besseres Gegenmittel gab als die Wachsamkeit. Die Vorsicht. Die Aufmerksamkeit. Die fortwährende Arbeit an der gebotenen Disziplin. Denn nie konnte sie weit genug vorankommen. Nie. Und sie musste vorbereitet sein. Je-

den Tag geduldig aufstehen und die Stunden verstreichen lassen, ohne Schwanken, ohne Auf und Ab, jeden Argwohn aus dem Geist verbannen.

All das würde sich nun ändern. Es änderte sich bereits. Am Ende konnte der Ort hier zu dem ihren werden. Manchmal fand sich tatsächlich der eigene Raum, der jedem Einzelnen vorherbestimmt war. Das Fleckchen Erde samt Morast und Bäumen, auf dem sie sich treiben lassen konnte. Von einem Fenster zum anderen. In die Küche, zu den Kaminen. Bleistiftskizzen machen. Auf die Veranda treten und die unmittelbare Umgebung betrachten, das Verstreichen der Zeit mitsamt seinen Schatten. Sich wiederholen, ich bin mitfühlend. Bin universal. Bin absolut. Ich bin mitfühlend. Bin universal. Bin absolut. Eine Litanei, die etwas Rituelles an sich hatte. Die Feier eines Zeremoniells, bei der immer dieselbe Formel gesprochen wurde, wie eine Hymne oder ein Gedicht. Ohne sich mit ihrem Sinn aufzuhalten. Ohne über die Beziehung zwischen den Wörtern nachzudenken. Ohne das Gedächtnis anzustrengen.

So verhielt sich eine der Frauen in Betania. Die mit Namen Coro.

Obwohl sie auch Mag hieß. Und Mae. Ein Einfall ihrer Eltern, ihr mehrere Namen zu geben und sich immer wieder anders an eines der Mädchen zu wenden, die in ihr Universum getreten waren, um es ein wenig auszuschnücken und mit neuem Material anzufüllen. In der Erwartung, dass sie immer reagierte, wenn man sie rief, ob sie nun Coro, Mag oder Mae genannt wurde. Je nach Tag. Je nach Morgenstimmung. Je nach dem, was es zum Frühstück oder zu feiern gab. Wie der Vater aufgelegt

war. Ob er aus seinem Arbeitszimmer kam oder nicht. Oder wie die Mutter im Wintergarten sang. Je nach den diversen Gemütsverfassungen eines jeden, der sich um sie herum bewegte. Jeder mit seinen eigenen Überlegungen, seinem eigenen Verhaltenskodex.

Manchmal Coro. Manchmal Coro Mae. Manchmal Coro Mag.

An diesem Nachmittag und Abend würde sie mit Tresa Marmelade kochen, jetzt, da sie kiloweise Tomaten hatten. Jetzt, da im Haus wieder der Alltag einkehrte. Sie hatten sich auf einem Stück Erde niedergelassen, das sich großzügig zeigen konnte, und nichts durfte das gefährden.

Essen: gut: Spaziergehen: gut.

Ausruhen: gut. Tauchen: gut.

Und um jeden Preis Auseinandersetzungen vermeiden. Die Unausgeglichenheit.

»Haben Sie keinen Durst?«, fragte Tresa.

Der Efeu. Der runde Steintisch. Die aufgereihten Blumentöpfe.

Jetzt war auch sie hier, wohnte mit den anderen im Haus. Kochte Tomatenmarmelade und malte Früchte, Blätter und Insektensilhouetten auf die drei Schalen, die sie sich für diese Tage vorgenommen hatte. Von insgesamt zwölf. Jede anders. Der obere Rand durch eine feine schwarze Linie begrenzt, die einfacher mit der Töpferscheibe zu ziehen sein würde, in einer Ecke für sie aufgestellt. Zurückgezogen in dem Zimmer, das sie zu ihrem Atelier bestimmt hatten, mit feinen Pinseln für die Beine der Wirbellosen mit rundem Körper und für

die leuchtend roten Flügel mit den schwarzen Punkten. Wo sie Umrisse und Farbtöne in Einklang brachte. Sich der Gewissheit überließ, dass niemand ihre Arbeit je betrachten würde. Kein Kritiker würde sie analysieren oder beurteilen. Niemand würde sie kaufen, und niemand außer ihr oder einer der Frauen im Haus würde je diese Schalen benutzen, auf die sie grüne und blaue Libellen malte, deren Augen sich fast berührten, zwei horizontale, durchscheinende Flügelpaare und ein länglicher Unterleib. Um heiße Schokolade hineinzufüllen, ebenfalls von den Frauen hergestellt.

»Ganz schöne Veränderung, was?«, sagte sie sich.

Sprach laut mit sich selbst.

»Wonach riechst du?«

Darauf konnte sie mit einer verwunderten Grimasse antworten.

»Wird der Rauch sein.«

»Was für Rauch?«

»Vom Feuer. In den brennenden Kaminen.«

»Nein. Es ist etwas anderes. Du riechst nach etwas Intensivem. Wie nach einem Kraut.«

»Nach zwei Kräutern.«

Und sie lachte auf.

Ein Lachen, das künstlich hätte wirken können. Unecht. Denn niemand war da außer ihr. Doch es war ein natürliches Lachen. So übermütig und herzlich, wie sie sich in diesen Tagen fühlte. Im Wissen, dass sie nicht allein war. Und das Wasser der Urgrund. Alles fand sich in ihm. Die Essenz. Das Wichtigste des Lebens. Und hier, in diesem Haus, verfügten sie über Mengen von Wasser, mehr als ausreichend, um die Menschen in Betania zu

versorgen. Jetzt war sie Teil der Erde. War in ihr. Und wenn sie innehielt, ein Auge schloss und mit dem Zeigefinger die Umrisse des Felsens nachzeichnete, der am Gipfel flächig das Himmelsblau durchbrach, sagte sie sich, dass sie gut zu Ende bringen musste, was sie begonnen hatte. Das war ihre Verantwortung. Denn jetzt gehörte sie der Erde an und lebte mit ihr, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, wenn schon nichts mehr zu erkennen war. Doch selbst dann ging sie noch weiter zwischen den abgefallenen Zweigen, dem dünnen Laub, den zersplitterten Zaunpfählen, den Überresten des Maschendrahts, und versuchte, sich nicht aufzuschrammen, nicht hinzufallen.

Anfangs hatte sie die Stunden gezählt, die sie schon in dem Haus war. Duschte nicht. Half weder in der Küche noch beim Fegen. Ihr Los war es, jeden Vorfall zu analysieren, als wäre es der einzige. Jeden Tag, als wäre es der einzige. Jede Ankunft und jeden Aufbruch. Jedes Wort. Jede Reaktion auf die banalsten Ereignisse. Doch damals wusste sie nur, dass sie malen musste. Ebendas wurde von ihr erwartet. Dennoch malte sie an den ersten Tagen nicht. Ihr Handgelenk schmerzte. Als hätte an diesem Ort ein Verfall bei ihr eingesetzt. Sie betrachtete die Dinge, und die Dinge betrachteten sie. Betrachtete eine Tasse. Betrachtete einen Krug. Ein Stück Obst. Und Tasse, Krug und Obst blickten zurück. Sie fragte sich, womit sie jede Minute verstreichen ließ. Jede Sekunde. Womit sie die Zeit verlor. Was aus ihrem früheren Leben geworden war. »Ich muss fort«, wiederholte sie immer wieder. Obwohl sie das vielleicht nur dachte, denn die anderen sprachen weiter und drehten sich nicht zu ihr um, als hätten sie ihre Worte nicht gehört.

Kein Vorzeichen hatte sie erreicht. Nichts, was sie vor dem gewarnt hätte, was da auf sie zukam. Schalen bemalen? Stricken, wenn ihr doch die Hände zitterten?

»Sie müssen sich waschen«, sagten sie ihr.

Auf dem Weg in die Küche, aus der sie mit einem Nachtsch zurückkamen, mit einer neuen Serviette oder sauberem Besteck, wenn ihr welches heruntergefallen war.

»Wenn Sie sich nicht waschen, tun Ihnen noch die Haare weh.«

Was sollte sie darauf antworten?

Coro sagte gar nichts, denn damals sprach sie wenig. Sie beobachtete die Frauen nur, hörte ihnen zu, versuchte zu verstehen, was vor sich ging. Sie konzentrierte sich auf ihren Teller. Verlor den Faden der Gespräche. Da war die feuchte Vegetation, die trockene Vegetation. Die Stimme des kleinen Mädchens, das erzählte, jemand im Haus könne Unwetter vorhersagen und die Anzahl der Sonnenstunden. Könne die Löcher versiegeln, ohne den Tieren, die hereinwollten, das kleinste Schlupfloch zu lassen. Dabei sah es sie an, die Neue, die nicht begreifen wollte, was die Worte bezweckten. Sollte sie einsehen, dass sie sich unter außergewöhnlichen Geschöpfen befand oder dass sie nicht die kleinste Ritze finden würde, durch die sie fliehen könnte? Auch wenn das Mädchen vielleicht nur vor sich hin plapperte. Unter welchen Pflanzen sie die Fallen und Steine versteckten. Zwischen denen sich die Säuger wanden, die in die Schlingen geraten waren und darauf warteten, dass eine von ihnen käme und sie beim festgehakten Bein packte. Ihnen den Gnadenstoß versetzte, mit einem Knüppel versehen und einem Seil, mit dem die Beute an den Gürtel gebunden und nach

Hause getragen werden konnte, wo die anderen Frauen hungrig warteten und die zerkleinerten Nieren und das Herz verschlingen würden, dazu Reis.

»Wussten Sie, dass Beethoven die Gesellschaft eines Baums tausendmal lieber war als die eines Menschen?«, fragte das Mädchen.

»Sie müssen nicht antworten«, sagte die Frau mit Namen Tresa.

Dann forderten sie das Mädchen auf, diesen Unfug mit dem Salatblatt zu lassen.

»Wie oft müssen wir dir sagen, dass man mit dem Essen nicht spielt? Iss es auf, oder lass es auf dem Teller, aber fummel nicht länger daran herum.«

Sie hatte sich das Handgelenk verletzt, und die Frauen hatten es verbunden, doch das würde heilen. Bald schon würde die Hand wieder richtig einrasten, als wäre nichts geschehen, würde nicht mehr wehtun. Das Haus stelle sie auf die Probe, sagten sie. Das habe es auch mit den anderen Frauen getan, mit allen. Kleine Zwischenfälle.

»Den Zwillingen ist ein Wespennest auf den Kopf gefallen.«

»Ich habe mir die Hand gequetscht, als ich einen Tisch reparieren wollte.«

Bei ihr waren es wohl die Schwindelanfälle.

Und das Fieber.

Aber sie werde es überstehen. Und sobald das geschehen sei, komme alles wieder ins Lot. Dann habe das Haus sie akzeptiert.

»Mich hat ein Skorpion gebissen«, verkündete das Mädchen.

In Wirklichkeit ein Skolopender. Doch sie hatte, wie

sie ihr erklärten, gar nichts gebissen, weder der eine noch der andere.

»Sie wird Zoologin.«

»Sie sieht Insekten, die es nicht gibt. Und umsorgt die Eidechsen.«

Coro blickte zu Boden, zu den Hunden, und fasste sich an die Stirn. Abgeschnitten von ihrer wahren Dimension, ihrer eigentlichen Identität. Sie hörte den Geschichten zu, die sie erzählten. Wie die von dem Holzkreuz, das sie vor Jahren beim See eingeschlagen hatten, nachdem eine der Frauen ertrunken war, während ihr Hund am Ufer auf sie wartete.

Wenn sie nicht bei ihnen saß, in der Stube oder auf der Veranda, ging sie in das Zimmer, das sie ihr zugewiesen hatten, und trat ans Fenster, ganz vorsichtig, rührte es nicht an, zog die Jalousie nicht hoch, sondern lugte nur durch die klaffenden Ritzen im grünen Holz, sah nach unten. Danach, was sie taten, wie sie sich verhielten. Lauschte ihren Gesprächen über Hunde, über Muttererde und Humus. Ihren Plänen. Im Wissen, dass sie war, wo sie war, und sich wohl oder übel dementsprechend verhalten musste. Verstand sie die Wirklichkeit tatsächlich so radikal anders als diese Frauen?

So hatte sie sich damals gefühlt. Voll ungeduldiger Erwartung. Unfähig, Ruhe zu finden.

»Im Juni suchen wir die Blüten für das Johannis-krautöl.«

»Wir pflücken sie frühmorgens zu Johannis. Das haben Sie dieses Jahr verpasst.«

An den Wegrändern. Gegen Schürfwunden, Rückenschmerzen, Verbrennungen.

»Nachts kommen die Wespen nicht heraus«, sagte das Mädchen.

Und sie war unfähig, eine Erklärung für diese Klausur in Gesellschaft von Frauen zu finden, die sie nicht kannte und die sich ihr aufgedrängt hatten, die um sie herumstrichen, sie beobachteten, den Kopf senkten und ihr erklärten:

»Die Tage hier können sehr lang sein.«

Es war immer Abend, wenn sie spürte, was mit ihr geschah. Und obwohl noch Zeit verstreichen musste, bis sie begriff, dass es nichts Wichtigeres auf der Welt gab als das Wasser und die Sauerstofferzeugung, brachte sie damals bereits die Luft, die sie atmete, mit der klebrigen Substanz in Verbindung, die an ihren Armen haftete. Mit dieser Schicht, die die kleinste Anstrengung zur Belastung machte und sich über ihren Blick auf die Welt und auf sich selbst legte.

Dann musste sie das Licht einschalten und aufstehen.

Sie blickte aus dem Fenster und sah ein Pärchen, das zwei Kinderwagen die Straße entlangschob, in jedem ein Baby, sie sprachen nicht miteinander, sahen sich nicht an. Für die Jahreszeit schienen sie allzu dick angezogen zu sein. Sie spürte einen Stich in der Kehle und sah auf zum Gebäude gegenüber. Zu den Fenstern mit den heruntergelassenen Jalousien. Den Fenstern mit den eingeschalteten Lichtern. Und ringsum Stille. Die Straßen dehnten sich, die Ampeln wechselten die Farben, und alles wirkte, als wäre es Teil einer Inszenierung. Das Grün und Rot der Ampeln, der Glanz der Schaufenster. Der nächtliche Spaziergang der beiden Eltern, die nicht miteinander sprachen.

Sie hatte etwas im Atelier vergessen. Das wusste sie und konnte doch nicht sagen, was es war. Was war es ...

Am nächsten Tag würde sie es herausfinden. Was sie

auf ihrem Tisch zurückgelassen hatte. Oder auf dem Boden, neben dem Sessel. Was war es ...

Sie ging ins Bad und wusch sich vor dem Spiegel Hände und Gesicht, dachte, dass es vorbeigehen werde. Dass mit eingeschaltetem Licht und kaltem Wasser alles wieder ins Gleis kommen, sie sich wieder für ihre Arbeit interessieren werde. Für ihren täglichen Weg, der sie zum Atelier und von dort wieder zurück nach Hause brachte. Aber es ging nicht vorbei. Weder mit Wasser noch mit Licht. Sie hielt den Kopf unter den Hahn und verharnte regungslos. Spürte ihr Haar nass werden, während sie Forderungen an sich selbst stellte. Sich neu gestalten. Sich neu erfinden. Zu Rousseau zurückkehren. Zu den Flämischen Primitiven. »Schließe die Augen, und du wirst sehen. Verschließe die Ohren, und du wirst die Wahrheit hören.« Wieder ein Gefühl für die Zeit bekommen. Sich von dieser Gedankenträgheit erholen. Wenn es doch endlich vorbeiginge.

Sie hob den Kopf aus dem Waschbecken. Trocknete sich mit dem Handtuch ab. Zog sich an und holte ihre Handtasche. Sie war wach, vollkommen klar, inspizierte die Wohnung, sagte sich, dass sie schon allzu viele Gelegenheiten hatte verstreichen lassen, und so ging sie hinaus und in die Garage hinunter, öffnete die Autotür und setzte sich hinter das Lenkrad. Sie hatte nichts eingepackt, sich kein Buch herausgesucht. Hatte das Handy auf dem Bett liegen lassen. Sie hatte keinen Plan. Doch sie konnte fahren. Den Boden unter ihren Füßen dahinrollen lassen. Die Pedale und das Tempo kontrollieren.

Auf und davon. Tun, was sie wollte.

Im Kofferraum lagen neun Porträts ihrer Schwester.

Mit überraschtem Gesicht und zusammengepressten Lippen. Jedes war anders. Ihre Schwester, gefangen im Wasser eines Kanals, der parallel zur Landstraße floss. Ihre Schwester, die eine Haselnuss hielt. Die sich an die Kehle griff. Mit braunen Augen. Der verlängerte Winkel der Augenlider. Die Hände an den Wangen. Die Haut violett. Als Erfrorene im Hochformat, als Ertrunkene im Breitformat. Im verkleinerten Format 27×19 oder höchstens 35×27 . Keines war katalogisiert. Sie hatte sie nie ausgestellt und würde sie nie ausstellen. Und noch etwas hatten sie miteinander gemein: Jedes hatte das letzte, das vollkommenste sein sollen. Das überdauern sollte. Durch seine Art, etwas zu geben, anzubieten. Ihr selbst zu geben und anzubieten. Mit einem verzweiferten Verlangen nach Ausgeglichenheit, obwohl gerade diese Verzweiflung ihr jede Ruhe verwehrte.

Sie hatte sie im Laufe der Jahre gemalt, hatte die Linien mit einem Lappen verwischt. Sie plus sie. Beide erfroren. Wie sie trieben oder schwammen, um zu überleben. Wie zwei Fischotter, die den Winter hinter sich bringen. Farbe und Licht einer Schwester, die immer dasselbe Gesicht haben würde, bei ihr ein Mann, der ebenfalls immer derselbe war und an ihrer Seite stand wie ein Baum. Der Schwung der Schultern. Die Blicke eines Geschöpfes, das nicht lächelte und aufmerksam den Bewegungen der Kraniche folgte, die am Horizont auftauchten. Umgeben von Binsen oder Gras. Als könnte die Malerei etwas neu gestalten. Sie wieder in diesen anderen Organismus eingliedern, der nicht mehr da war.

Sie fuhr bis zum Mittag. Hielt an und kaufte Proviant, ohne zu wissen, wo sie war, parkte dann in der Nähe des Ladens im Schatten. Dort schlief sie im Sitzen über dem Gedanken ein, was die anderen sagen würden, wenn sie entdeckten, dass sie fort war. Ein Zirkel, der ihre Werke in den Himmel gelobt, ihren Worten gelauscht hatte wie Jünger ihrem Jesus; der geglaubt hatte, woran sie glaubte, und ihr in ihrer Interpretation der klassischen Formen gefolgt war, die zwar zeitlos gültig sein mochten, jedoch mithilfe von Elementen modernisiert werden konnten, die Ungewissheit erzeugten. Ein ganz eigener, neuer Blick auf die Dinge. Ein ganz eigener Ansatz bei ihren Miniaturen und Triptychen.

Als sie aufwachte, dachte sie ans Umkehren, schlug sich den Gedanken jedoch rasch aus dem Kopf. Sie nahm einen Schluck Trinkjoghurt, aß ein Stück Schokolade und den Rest des Sandwichs. Dann ließ sie den Wagen an. Fuhr weiter und sagte sich, es geht dir gut. Es geht dir gut. Wiederholte, dass sie weiterfahren müsse und dass es ihr gut gehe. Immer hatte sie Ordnung gesucht, Harmonie. In ihrem Alltag. Ob in den stillsten Augenblicken oder inmitten schimpfender Techniker, Galeristen und anderer Fachleute. Ordnung und Harmonie. Doch in ihrem Leben hatten es Ordnung und Harmonie schwer, denn sie zweifelte, zog sich zurück, ein Auf und Ab. Und Ordnung und Harmonie flohen vor solchen Geistern. Die Ordnung wohnte in gefestigten, unbeirrten, logischen Gemütern. Und ihr Geist hatte sich in dem Bereich zwischen Erkenntnis und Unwirklichkeit niedergelassen.

Nicht immer war sie sich bewusst, welchen Fleck sie im Universum einnahm. Welchen Platz im Raum.

Sehr wohl sah sie dagegen, dass ihr allmählich das Benzin ausging.

Sie war losgefahren, ohne auf die Anzeige zu achten, und nun wies der Wagen sie darauf hin, dass sie eine Tankstelle suchen musste. Für ein paar Kilometer würde es noch reichen. Dreißig oder vierzig. Dennoch machte sie ihr Leichtsinn nervös. Ihre Nachlässigkeit. Wenn sie auf dem Randstreifen liegen blieb, würde sie ohne Handy nicht die Pannenhilfe verständigen können.

Sie richtete sich auf und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. Klopfte mit dem Handrücken auf die Wangen. Wiederholte, dass es ihr gut gehe. Alles lief gut.

Sie erinnerte sich nicht, was besser war, ein hoher oder niedriger Gang. Ob schnell oder langsam fahren. Sie sah ein Schild und verließ die Autobahn. Fuhr parallel zur Hauptstraße, folgte weiteren Schildern und bemerkte in der Luft einen seltsamen Ofengeruch, nach frisch gebackenem Brot. Nun bog sie rechts ab, eine Umleitung hangaufwärts. Eines der Schilder verkündete, dass sie sich einer Tankstelle mit Raststätte näherte. Sie fuhr im Nirgendwo in einen Kreisverkehr, der sie auf eine Landstraße führte. Doch dann gab es keine Hinweise mehr, keine leuchtenden Schilder, die die Existenz einer Tankstelle versprachen.

Eines der Lichter auf dem Armaturenbrett hatte zu blinken begonnen, und ein wiederholtes Piepen warnte, dass der Tank fast leer war.

Doch sie durfte sich keine Sorgen machen. Alles lief gut.

Sie hielt an und wusste sofort, dass sie das besser nicht getan hätte, denn ein Neustart würde Benzin verbrauchen, das sie nicht hatte.

Sie stieg aus und wiederholte sich, dass es nichts weiter war. Nichts Schlimmes. Nichts Einschneidendes. Sich die Beine zu vertreten und nachzudenken, würde ihr gut-tun. Es wurde dunkel, und die Luft wirkte frischer. Der Boden roch nach feuchter Erde. Sie ging auf und ab und betrachtete dann das Kennzeichen ihres Wagens, als müsste sie sich mit dem Gedanken vertraut machen, dass er ihr gehörte und ihr nun vielleicht den Dienst versagen würde. Sie sagte sich auch die Nummern auf, die wichtig in ihrem Leben waren. Ausweisnummer. Handy, Bürotelefon. Die Passwörter für ihre Bankkonten, die sie auswendig gelernt hatte. Die Namen der Zeitschriften, für die sie arbeitete. Sie musste sich vergewissern, dass sie noch etwas mit der Welt verband. Und sich einreden, dass es hier wohl ohnehin keinen Handyempfang gab. Besser daran glauben, als sich weiterhin mit dem Gedanken quälen, dass sie zu Hause hätte bleiben sollen.

Sie blickte zum Himmel auf: nicht eine einzige Wolke.

Wieder stieg sie ins Auto und fuhr los.

Ein Vogel sang noch irgendwo. Die Straße weitete sich nach ein paar Minuten, es gab Warnschilder für Kurven, die Spuren wurden breiter. Doch dieser Abschnitt war kurz. Sie verengte sich wieder und mündete schließlich in einen unbefestigten, unbeschilderten Weg, auf dem kein Platz für einen entgegenkommenden Wagen gewesen wäre. Sie fuhr weiter. Ohne einem anderen Wagen zu begegnen, ohne eine Ortschaft zu sichten. Bei wachsender Dunkelheit. In dieser Jahreszeit ging die Sonne bereits früher unter. Es wurde schneller dunkel, und bald schon würde sie nur noch so weit sehen, wie das Licht der Scheinwerfer reichte. Sie musste umdrehen, doch

das verhinderte die Enge des Wegs, der immer schmaler wurde. Unter anderen Umständen, wenn sie besser vorbereitet gewesen wäre, hätte sie sich gefreut, auf niemanden zu stoßen. Aber jetzt konnte sie nur daran denken, dass die Wahrscheinlichkeit, liegen zu bleiben und keine Hilfe holen zu können, sehr hoch war. Im Geist ging sie den Inhalt ihrer Handtasche durch, und ihr fiel ein, dass sie sich auch kein Geld gezogen hatte. Karten hatte sie dabei, aber kein Bargeld. Hätte sie es schlimmer anpacken können?

Den Pfad säumten zwei Steinmauern, hier und da von verfallenen Bauten unterbrochen. Schuppen oder Hütten für Tiere. Sie stellte das Fernlicht an, erspähte aber auch nicht mehr. Am Wegrand nichts zu sehen. Kein einziges Schild. Nur etwas weiter vorne informierte sie eine Holztafel an einem Baumstamm, dass sie sich in einem Naturschutzgebiet befand und in der Gegend weder Feuer machen noch zelten durfte. Was würde sie tun, wenn der Wagen sie im Stich ließ? Sie fuhr langsam, klebte am Lenkrad, konnte nur dem Licht der Scheinwerfer folgen und beschloss, wenn der Wagen stehen blieb, würde sie auf dem Rücksitz schlafen. Oder aussteigen und in einem Haus um Hilfe bitten. In einem Bauernhof. Das sagte sie sich, während sie zwischen den Schatten vorrückte, die im Scheinwerferlicht auftauchten, und es vor ihr immer enger und unwegsamer wurde. Zunehmend von Verwirrung überwältigt. Auf einem Weg, der nirgendwohin zu führen schien.

Immer noch nahm sie diesen Geruch nach warmem Backofen wahr. In einer Kurve, die ihr etwas breiter vorkam, stellte sie das Fernlicht aus und versuchte, zu wen-

den. Sie begann mit dem Manöver. Drehte das Lenkrad zu der einen Seite, schaltete, stieg auf das Pedal und fuhr rückwärts. Ohne innezuhalten, drehte sie das Lenkrad zur anderen Seite, schaltete, fuhr ein Stück vorwärts und drehte das Lenkrad wieder zurück. Sie war kaum vom Fleck gekommen. Um zu sehen, was sie da tat, ließ sie das Fenster herunter und verscheuchte den Gedanken, sie könnte eine Katze anfahren. Oder gegen einen spitzen Stein stoßen. Sie musste weitermachen, schloss das Fenster wieder, drehte das Lenkrad mal zur einen, mal zur anderen Seite. Trat die Pedale durch. Bewegte den Wagen Zentimeter um Zentimeter. Schätzte Länge und Breite. Hatte ein Auge auf den verfügbaren Platz, damit nichts passierte, im Wissen, dass dieses ruckweise Hin und Her eine Unmenge Benzin verbrauchte. Und dass es vielleicht nicht gelingen würde. Vielleicht würde sie sich diesmal damit abfinden müssen, dass ein Gelingen nicht in ihrer Hand lag. Dass ein Wenden unmöglich war. Dass der Wagen nicht genug Platz hatte, sich nicht ausreichend drehen konnte.

Sie stellte die Räder wieder gerade. Überprüfte die Benzinanzeige, die sich nicht bewegt hatte. Dennoch beschloss sie, es aufzugeben.

Der Pfad und alles, was ihn ausmachte, glitt nun wieder unter ihren Rädern dahin, vor dem Motor, hinter dem Kofferraum. Langsam kam sie weiter voran. Hatte sie sich wirklich verirrt? Geschah das wirklich ihr? Sie rieb sich die Stirn und dachte, dass sie Abstand zu sich selbst brauchte, wie immer, wenn sie in einer angespannten Lage war, Entscheidungen getroffen werden mussten und sie sich in diesen Zustand der Trägheit versetzte, der

der Unbekümmertheit gleichen sollte und durch den sie sich einreden wollte, dass alles einerlei und nichts wichtig genug war, um sich darüber zu beunruhigen; dann schienen es nicht mehr ihre Nerven zu sein, sondern die von jemand anderem. Als existierte sie körperlich gar nicht. Als hätte sie sich in etwas anderes verwandelt. In einen Strich mit dem Kohlestift. In eine Violinsaite.

Aber ihr Wagen, mit ihr darinnen, saß auf dem Pfad fest, und dieser Realität konnte sie sich schwer entziehen.

Es war eine Tatsache: Da war nichts zu machen.

Inzwischen roch es nicht mehr nach Brot. Sie hörte ein Bellen.

Etwas gurgelte zu ihrer Rechten, womöglich fuhr sie an einer Kläranlage vorbei, denn es roch schlecht. Wie aus einer Mistgrube.

Sie musste weiterfahren, und wenn der Wagen liegen blieb, würde sie bis zum Sonnenaufgang darin schlafen müssen. Warten. Und niemand könnte einen Kommentar dazu abgeben. Niemand würde davon erfahren und sie vor den anderen bloßstellen.

Und zugleich sträubte sie sich dagegen, das zu akzeptieren.

Sie hatte keinerlei Vorstellung, wo sie sich befand. Zu beiden Seiten Bäume. Vielleicht fuhr sie auf einem Weg parallel zur Autobahn, vielleicht gelangte sie auch zu einer Abzweigung, die sie zurück auf die Hauptstraße führen würde. Womöglich mündete dieser Pfad sogar in sie, in den normalen Abendverkehr. Sie fasste sich in den Nacken, weil sich da etwas über die Haut bewegte, und drosselte weiter die Geschwindigkeit. Sie musste aufhö-

ren, ihre Lage zu analysieren, die bloß vorübergehend war, musste sich vor Augen halten, dass sie sich nicht in Gefahr befand. Niemand folgte ihr. Niemand bedrohte sie. Nur aufmerksam musste sie bleiben. Auf jede Unebenheit achten, auf die Kurven. Auf jeden Pfosten am Rand. Auf jeden Baum und jeden Stein. Sie schaltete die Innenbeleuchtung ein, denn sie spürte noch immer etwas am Hals und sah, dass ein Schmetterling ins Auto geraten war. Sie musste ihn hinausbefördern, denn er stieß gegen die Decke. Im Rückspiegel ortete sie ihn. Mal dunkel, mal leuchtend. Unfähig, ruhig zu bleiben.

Sie folgte ihm mit dem Blick. Die Flügel Farben dunkel und gleich darauf glänzend. Er stieß gegen die Scheiben. Die Zeichnung eines Schmetterlings war das Bild eines Schmetterlings und nicht der Schmetterling selbst. Doch das hier war ein echter Schmetterling. Wieder ortete sie ihn und folgte seinem Flattern. Dann ließ sie das Fenster herunter, in der Hoffnung, er fände hinaus, doch der Schmetterling stieß nun gegen die hinteren Scheiben, begriff nicht, dass er dort nicht ins Freie gelangte. Vielleicht ging es ihr nicht anders. Vielleicht war da jemand in der Nähe oder Ferne, oben oder unten, der ihr gern erklärt hätte, wie sie diese Landstraße verließ, aber sie wollte es nicht begreifen. Konnte die Anweisungen nicht entschlüsseln. Zumindest würde sie versuchen, sich die Stöße gegen die Sitze zu ersparen, gegen die der Schmetterling in seinem Fluchteifer flog.

Linkerhand glaubte sie, einen Graben auszumachen. Einen Bewässerungskanal. Sie wollte sich nicht einmal vorstellen, dass auf dieser Seite parallel zu ihrem Weg ein Kanal verlaufen könnte. Diese lange Spalte aus Zement,

in der ihre Schwester in Meerglas verwandelt worden war, in einen Flusskiesel zwischen Algen und Wasserwurzeln, nachdem sie ihr Tage zuvor erzählt hatte, sie habe unter dem Kopfkissen eine Art Wasserfall gehört. Eine Vorahnung. Oder Warnung. Im Traum eines Mädchens, das die Zeichnungen ihrer Schwester an die Wand heftete, auf denen sie beide zu sehen waren, neben einem Haus, das nicht das ihre war und unter dem der Satz stand *Il était une fois*. Ihre Schwester, die weder schreckhaft noch vorsichtig war und auch nicht allein, denn das war sie nie gewesen, und die dort trieb, ohne den Grund zu streifen, unter dem stechenden Glanz der Sonne oder dem peitschenden Wind, der gewiss Wellen im trüben Kanalwasser schlug, das die Konsistenz von Öl hatte.

Immer wenn die Scheinwerfer einen Baum beleuchteten, erwachte er zum Leben. Bewegte sich. Stürzte sich auf sie. Untersuchte und umwand sie, isolierte sie noch mehr. Die Hoffnung, auf die Autobahn zu stoßen, hatte sie aufgegeben. Sie hatte es eilig und musste zugleich langsam fahren, da die Schlaglöcher ihre ganze Aufmerksamkeit erforderten. Vielleicht würde sie zu Fuß gehen müssen. Aussteigen und es mit der Dunkelheit ringsum aufnehmen. In das Gelände aus Felsbrocken und Kies vordringen und ein Haus suchen. Sich von den Blättern der Pflanzen streifen lassen, sich schließlich hinwerfen und die Parasiten mit ihrem Körper tun lassen, was auch immer Parasiten mit Körpern tun. Sollte doch der Boden unter ihrem Rücken beben, eine Spalte sich auftun und sie empfangen, sie umfassen und umarmen, bis sie das Bewusstsein verlor und endlich ausruhen konnte, ein für alle Mal. Und in ihrem Ersticken würde sie merken, wie ihr

Erde in Augen und Lippen trat. Wie sie ihre Haut zerkratzte. Wie sich Sand auf ihrer Zunge häufte und Sand in der Kehle. In der Nase. Ohne Luft zum Atmen, nur Kiesel zum Kauen. Im Wissen, dass über ihr ein grünes Hügelchen wachsen würde, dicht besetzt mit Farnen und Glockenblumen. Ein Brombeerstrauch. Ein Birnbaum. Zu dem Säugetiere und Vögel kommen würden, die nicht wussten, dass sie darunter lebte, mit offenen Augen. Und sich fragten, was sie dort tat und warum sie sich dort dem Verfaulen überließ. Nachdem sie den Kopf in ein Loch gesteckt hatte.

Der Schmetterling hatte endlich den Ausgang gefunden, und sie schloss das Fenster. Auch so hörte sie Gebell und ein Geheul, das wie das Plärren eines Babys klang, aber der Schrei eines Vogels sein musste. Sie öffnete das Fenster erneut, damit sie es besser zuordnen konnte. Doch sie musste es wieder hochfahren, weil die unteren Zweige der Bäume nun Dach und Windschutzscheibe streiften.

Den Gedanken an den Wassergraben hatte sie verbannt. Auf einer Seite sah sie an der Mauer einen Bretterstapel, daneben einen gleichen Stapel langer Bretter von einer Farbe, die grau zu sein schien. Sie musterte sie, ohne anzuhalten, drosselte wieder die Geschwindigkeit, damit sie nicht dagegen fuhr. Bei einem Zusammenstoß konnte ein Reifen platzen. Nach ein paar Metern kamen noch mehr Bretterstapel. Den vorigen gleich. Ebenso auf der anderen Seite. Mit abgesplitterten Ecken. Sie musste so vorsichtig fahren, dass sie kaum vom Fleck kam, und ihr war, als hörte sie den Schmetterling wieder flattern. Doch das konnte nicht sein. Sie hob die Augen zum

Rückspiegel, um zu erkennen, was dieses neue Geräusch im Wageninnern verursachte. Blickte nun weder zur einen noch zur anderen Seite, nur in den Spiegel, und als sie wieder nach vorn sah, musste sie bremsen. Nun endgültig.

Der Weg endete hier. Vor einem schwarzen Eisengatter, das geschlossen war. Hier gab es kein Durchkommen. Sie hatte das Ende des Pfads erreicht. Hier hörte alles auf, und was immer sie tun wollte, spielte nun keine Rolle mehr. So bekannt sie in ihrem kleinen Zirkel bekannter Leute sein mochte. So viele Miniaturen sie ausgestellt und verkauft haben mochte. Es war sinnlos, weiterhin gefällige Nachrichten an sich selbst zu schicken, die an den gesunden Menschenverstand appellierten. Was sollte sie mit all ihrem Menschenverstand anfangen, wenn sie sich vor einem Zaun befand, der dem zurückgelegten Weg ein Ende setzte und ein Privatgelände umschloss, das sie nicht betreten konnte. Sie hatte keine Wahl, als anzuhalten, und es war einerlei, ob sie stur blieb, einem Plan folgen wollte, der in ihrem Kopf glücklich endete. Hier ging es nicht weiter, ohne jede Vorwarnung. Ohne jedes Schild.

Alle ihre Gedanken spielten keine Rolle mehr. Auch all ihr Eifer nicht.

Sie hielt sich am Lenkrad fest, eingeschüchtert von dem Krawall der Nachtvögel. Dem Summen der Insekten. Horchte auf jeden ihrer Klänge, die aus dieser Nacht ein reines Tosen machten, jetzt, da sie den Motor ausgeschaltet hatte. Sie stieg nicht aus. Blieb sitzen, betrachtete die Bretter, die den Pfad noch enger machten, dachte, dass der Weg vielleicht jenseits des Gatters weiterging, vielleicht zurück zur Landstraße führte.

Die grüne Vegetation und die abgestorbene Vegetation. Der Weg setzte sich womöglich bis ins Unendliche fort, doch für sie hatte das keinerlei Bedeutung. Es ließ sich nicht in Erfahrung bringen.

Ihre Lippen waren ausgetrocknet.

Wie sollte sie umdrehen, wenn sie den Wagen nicht bewegen konnte?

Öffne dich, Tor. Tor, öffne dich.

Öffne dich, Tor. Tor, öffne dich.

Es schien nicht zu wirken.